

Es gibt nur
einen Auftrag:

Nichts tun

Wie soll die Gesellschaft mit unheilbar geistig Behinderten umgehen? Ein Zürcher Heim provoziert mit einem neuen Ansatz. Es überlässt seine Bewohner einfach einmal sich selbst. [Von Katharina Bracher](#)

Am Boden eines Gewächshauses in der Zürcher Agglomeration wälzt sich ein Mann im Dreck. Die braunen Haare stehen ihm wild vom Kopf, der Rücken ist wie in äusserster Anstrengung gekrümmt. Er konzentriert sich auf etwas, das am Boden liegt. Mit klammen Fingern hebt er es in die Luft, schlägt es wieder zu Boden. Hebt es wieder auf, schlägt es über seine Hände, führt es an den Mund und kaut darauf herum. Da hört er Stimmen hinter sich. Er dreht seinen Kopf und blinzelt. In seinen langen Wimpern kleben Erdklümpchen. Umständlich versucht er, sich aufzurichten. Zuerst stellt er ein Knie auf den Boden, dann das zweite, er schwankt wie ein Betrunkener, als er sich ganz aufrichtet, gleichzeitig versucht er, das Grasbüschel mit den Wurzeln daran nicht fallen zu lassen. Auf wackligen Beinen nähert er sich den Stimmen. «Ah, da ist ja Mario», sagt die Frau am Eingang des Gewächshauses.

Mario bekommt so gut wie nie Besuch, wenn er im Park ist. Umgekehrt kann er niemanden einfach so besuchen, er darf nicht einfach einen Spaziergang durch das Quartier unternehmen, wenn ihm danach ist. Mario ist eingesperrt und wird jeden Tag für ein paar Stunden im Park allein gelassen. Der Park ist eingezäunt, die Pforte ins Innere des Wohnheims ist verschlossen. Gelänge es Mario, zu entweichen, würden Anwohner bald die Polizei rufen, und die brächten ihn zurück ins Heim. Dass Mario geistig und körperlich behindert ist, sieht man ihm sofort an. Seine Einschränkungen sind so stark, dass er rund um die Uhr auf persönliche Betreuung angewiesen ist.

Leben wie ein Kleinkind

Der Park von Marios Wohnheim Pigna in Kloten ist ein Novum der Behindertenpädagogik. Einzigartig in der Schweiz, vermutlich in ganz Europa. Insgesamt vier Kilometer sich im Gelände windende Wege, dazwischen urwüchsig bepflanzte Beete, ein Tiergehege mit vor sich hindösenden Geissen und einem grossen Glashauss, das Schutz vor der Witterung bietet: Die Behinderten werden hier ganz sich selbst überlassen. Die Betreuer, im Normalfall kommen ein bis zwei auf zehn Bewohner, haben nur einen Auftrag: Nichts tun. Selbst Kontaktversuche der Behinderten ignorieren sie, solange die Situation für niemanden gefährlich wird.

Damit macht Pigna scheinbar das Gegenteil von dem, was der Integrationsauftrag, wie er in der Behindertenrechtskonvention, die auch von

In Ketten oder frei

Der Umgang der Gesellschaft mit geistig Behinderten hat sich im Laufe der Geschichte in Extremen bewegt: Im Mittelalter wurden sie als vom Teufel Besessene verstoßen, bis Anfang des 19. Jahrhunderts in Ketten gelegt und in den 1970ern von der Anti-Psychiatrie-Bewegung zu freien Menschen erklärt. 1978 nahm sich Italien die Experimente der Niederlande und Grossbritanniens zum Vorbild und öffnete die Anstalten. 70 000 Patienten wurden von heute auf morgen entlassen. Die Reform blieb auf halbem Weg stehen und führte ins Chaos. Bis heute leidet Italien an den Spätfolgen der Reform, die sich «la libertà è terapeutica» (Freiheit heilt) nannte.

der Schweiz ratifiziert wurde, festgeschrieben wurde: Im Park wird nicht gefördert, nicht angeregt, nicht mit den Behinderten kommuniziert. Angehörige haben im Regelfall keinen Zutritt zum Park.

Das eigenwillige Konzept stammt wohl nicht zufällig von einem, der in der Branche fremd ist. Der 62-jährige Walter Schächli hat lange Jahre als Anwalt mit Spezialisierung auf Strafrecht gearbeitet. Zwischen 2004 und 2017 war er Geschäftsführer von Pigna. Der Alltag der Heimbewohner beeindruckte ihn. «Wir hatten das Problem, dass sich in den Ateliers, wo wir in Gruppen von vier bis fünf Leuten basteln, musizieren und singen, immer wieder Zwischenfälle ereigneten», erzählt Schächli. Dabei reichte nur schon, dass ein Bewohner nicht mehr mitmachen wollte, laut oder aggressiv wurde. Die Betreuerin musste dann den Raum verlassen mit dem Betroffenen. Der Rest der Gruppe war in der Zeit allein. Schächli hat diese Situationen intuitiv verstanden: Die Bewohner brauchten mehr Freiheit, das zu tun, was sie wollten - auch wenn es für die sogenannte Normalen keinen Sinn ergibt, Grashalme auszureissen, sich im Dreck zu wälzen oder stundenlang in die Luft zu starren.

Von den 8, 4 Millionen Einwohnern der Schweiz leiden 340 000 unter einer «starker Beeinträchtigung», wie es das Bundesamt für Statistik nennt. Damit sind auch körperliche Behinderungen gemeint. 60 000 Personen leben in Institutionen. Dabei ist die Zahl nur eine grobe Schätzung, weil sie von der Definition der Behinderung und dem Schweregrad abhängt.

Die Zahl der Personen mit geistigen Behinderungen steigt seit Jahren. Die Stiftung Kind und Autismus etwa stellt jedes Jahr einen mindestens doppelt so hohen Bedarf fest, wie sie an frei werdenden Plätzen zur Verfügung stellen kann. Die Überlastung der Einrichtungen für Erwachsene steigt ebenfalls kontinuierlich. Als Ursachen nennen Mediziner die bessere Überlebensrate von Frühgeburt und die höhere Lebenserwartung, von der auch schwer behinderte Menschen profitieren. Zudem hat der medizinische Fortschritt bewirkt, dass Menschen Unfälle und gravierende medizinische Probleme heute eher überleben als noch vor ein paar Jahrzehnten.

Marcel ist so ein Überlebender. Er hatte ein normales Leben als Familienvater, Elektroingenieur und Pianist. Er war einer, der in seiner Freizeit gerne Computer zerlegte und flickte. In jungen Jahren hatte er Klavier bis zur Konzertreife studiert. Marcel liebte Chopin und beherrschte komplexe Stücke von Bach. Heute

kann er nicht einmal mehr selbständig den Fernseher einschalten. Vor gut fünfzehn Jahren brach er beim Einkaufen zusammen und erlitt einen Herzinfarkt. Kunden im Geschäft begannen, ihn wiederzubeleben, bis der Notarzt kam. Marcel überlebte, doch sein Hirn war zu lange ohne Sauerstoff. Seither lebt und denkt er wieder wie ein Kleinkind. Ab und zu klimpert er etwas auf dem Klavier oder pfeift ein Volkslied. Manchmal hat Marcel eine unsägliche Wut, schreit herum und ist aggressiv. Seine Frau vermutet, dass die Ausbrüche ein Ausdruck von Überforderung und Hilflosigkeit sind. Wie viele im Heim bekommt Marcel Antidepressiva und Beruhigungsmittel.

Wenn es so etwas wie Freiheit in Marcells Leben noch gibt, dann ist es die Möglichkeit, sich von den anderen abzusondern. Die Gruppe ist immer laut, und man ist eng beisammen. Ständig herrscht Betrieb, es will immer einer etwas von ihm. Im Gewächshaus setzt sich Marcel in die grosse Schaukel und beobachtet durch die Glasscheiben die Klotener, wie sie ihre Hunde spazierenführen und mit dem Velo ihre Einkäufe nach Hause bringen. Marcel ist vielleicht nicht frei, es ihnen gleichzutun. Aber wenigstens hat er die Freiheit, diesen Moment einfach nur ereignislos verstreichen zu lassen.

«Als ich gehört habe, was sie in Kloten vorhaben, habe ich gedacht: Endlich wagt es jemand», sagt Carlo Wolfsberg von der interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik in Zürich. Er leitet das Institut für Behinderung und Partizipation. Zwar sei Autonomie schon länger ein Thema in der Behindertenpädagogik, sagt Wolfsberg, doch im Pigna-Park sei der Schritt in Richtung Autonomie erstmals radikal in einem Gesamtkonzept umgesetzt. Das Spezielle am Park sei, dass die Betreuer bewusst nicht eingreifen würden. Sich so verhalten, dass es für Aussenstehende wie Vernachlässigung aussehen kann.

Totale Fremdbestimmung

Die eng strukturierte Betreuung in Behindertenheimen sei zwar im Sinne der gesellschaftlichen Teilhabe, könne aber dem Grundbedürfnis nach Autonomie widersprechen. «In einigen Fällen kann Hilflosigkeit durch eine enge Betreuung sogar erlernt werden», erklärt Wolfsberg. Der Park könne dazu beitragen, dass Menschen, die sich in der Öffentlichkeit ängstlich und nur mit Assistenz bewegten, ein Stück Eigenständigkeit zurück gewinnen - ohne dass sie dazu von aussen angehalten würden.

Den Erfolgsmeldungen zum Trotz birgt das Autonomiekonzept auch Gefahren. «Die Befürchtung ist, dass

sich selbstschädigende Verhaltensweisen verstärken, wenn niemand eingreift», so Wolfisberg. Dies zu verhindern, sei die Aufgabe der Betreuer.

Pigna wurde zwar bei der Planung wissenschaftlich beraten, evaluiert wurde der Park noch nicht. Doch die überschaubare Forschung der Behindertenpädagogik weist eigentlich auf das genaue Gegenteil von dem hin, was Pigna tut. Sie fordert die Betreuer nicht dazu auf, weniger mit den Behinderten zu interagieren, sondern mehr: Aus Beobachtungs-Studien aus England und Deutschland geht hervor, dass Betreuer zu wenig mit den Behinderten kommunizieren. Und wenn, dann geht es um grundlegende Bedürfnisse wie Essen, Schlafen, Waschen. Eine der wenigen Schweizer Studien zum Thema stammt von Simon Meier. Für seine Doktorarbeit an der Universität Zürich hat er mit Kamerabringen die Interaktionen von Bewohnern und Betreuern analysiert. Die Protokolle zeigen auf radikal-sub-

«Die Betreuer verhalten sich so, dass es auf Aussenstehende wie Vernachlässigung wirken kann.»

jektive Weise, mit welcher Fremdbestimmung Behinderte leben müssen: Ihnen wird ungefragt geholfen, beim Essen werden sie am Lätz gezogen, die Zähne werden ohne Zustimmung geputzt, Fragen werden unvollständig gestellt, und oft kommunizieren Betreuer mit verschiedenen Personen gleichzeitig. Die Fürsorge prägt den Umgang. Jede Interaktion gibt den Behinderten zu verstehen: Du kannst das nicht allein.

Heilsames Ignorieren

Das Park-Konzept stellt die Ethik einer ganzen Berufsgruppe auf den Kopf. «In Austrittsgesprächen mit Mitarbeitern war der Park ab und zu ein Thema», sagt Schäppi in Erinnerung an die Zeit, als der Park 2013 eröffnet wurde. Ihre Schützlinge zu ignorieren, nur für ein paar Stunden, widerspricht dem traditionellen Berufsbild der Betreuer. Sie sind darauf geschult, Bedürfnisse zu erkennen, noch vorhandene Fähigkeiten zu fördern und zum Mitmachen anzuregen. «Im Park sitzen, einen Kaffee trinken und einfach nur beobachten?», haben sich manche ehemalige Mitarbeiter gefragt: «Undenkbar!»

Doch genau das tut Susanne Grasser, die Teamleiterin des Parks, jeden Tag. Sie erinnert sich an einen prägenden Moment, als sich eine Bewohnerin ihr näherte und offensichtlich neidisch auf den Kaffee in ihrer Hand schielte. Grasser ignorierte sie. Jeden Tag. Irgendwann kam die Bewohnerin

zielstrebig auf sie zu und zeigte mit dem Finger auf die Tasse: «Kafi!», forderte sie laut und deutlich. Grasser jubelte innerlich. Endlich konnte die Frau sagen, was sie wollte. «Wir animieren nicht, wir motivieren nicht, wir sagen nicht: Komm! Schau! Mach!», erklärt Grasser. Man müsse diese Untätigkeit ertragen, auch die Blicke der Kolleginnen aushalten, die drinnen betreuen und umsorgen, die zum Fenster hinaus in den Park schauen und sich vielleicht denken: «Da sitzt die Grasser in der Sonne, trinkt Kaffee und nennt es Arbeit.» Alle Zweifel lösten sich in Luft auf angesichts der Fortschritte, die manche Bewohner im Park machten, sagt Grasser.

Mario, der junge Mann mit den Graspüscheln, tat früher keinen Schritt ohne begleitende Hand. Jetzt wackelt er selbständig hinter den Besuchern her zum Ausgang. Er schmatzt seiner Betreuerin einen Kuss auf die Wange. Und noch einen. Da sagt sie: «Mario, das ist mir grad etwas zu nah», und schiebt ihn sanft zur Seite. Schliesslich steht Mario vor der Glastür, dem Ausgang des Parks, und schaut den Besuchern durch die polierten Scheiben nach. Er ist ausgesperrt und nimmt es hin. Es verstreichen ein paar Sekunden, dann wendet er sich den Ziegen im Gehege zu. Doch auch die ignorieren ihn - gerade so, als wären sie ins Konzept eingeweiht. Mario schlägt das Graspüschel an den Zaun. Dann dreht er sich um und tritt zurück in Richtung Gewächshaus.



Zutritt für Angehörige untersagt: Der Pigna-Park in Kloten mit Gewächshaus.